

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 27

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

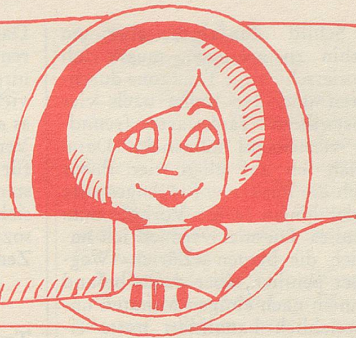
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Meine Balkonaden oder Erinnerungen an den Sommer

«Auf dem Land, ich meine am Halse der Natur, die göttlich ist, jauchzen jetzt die Sommerfrischler», schreibt Robert Walser. Zu dieser Zeit pflegte oder pflege ich meine Balkonaden abzuhalten. Schon zum Frühstück sitze ich auf dem Balkon und betrachte Nachbars Kirschbaum. Die Aeste, die sich im Mai noch unter der schneeweissen Blütenlast zu beugen schienen, streben jetzt zu einer dunkelgrünen Spitzbogenkrone zusammen, immer höher hinauf, während auch das Jahr steigt und steigt und steigt.

Da kommen bereits auch die ersten Kartengrüsse vom Halse der Natur. Sie hat einen langen Hals, die Göttliche; meine Bekannten kennen ihn vom Nördlichen Eismeer bis Tunesien und Istanbul. Aber breit muss er auch sein: Wo würden sonst die Unzähligen nicht nur ihr Haupt, sondern ihren gerösteten Körper in den Sand legen? Ich erinnere mich an meinen Versuch, sogenannte Badeferien auf einer Insel zu machen. Nie mehr. Ihre fürchterliche Gleichförmigkeit hat mir beinahe die Lust am Sommer verdorben. Meine Balkonaden geben mir mehr Duft und Weite. Morgens riechen die Rosen frisch und zart vom Garten herauf, an seinem Rand stehen drei Pappeln, in der Ferne blaut ein Waldsaum, das Ganze ein Ausschnitt, Bildchen der Welt. Die Pappeln erinnern mich an Frankreich, an endlose Pappelalleen, durch die man in den Sommer hineinfuhr wie ins Glück.

Sommer – das heisst in eine saftiggelbe, sonnenwarme Melone beissen; Sommer, das sind die Nussbäume mit gelbgrünem Laub und die weiten Aehrenfelder im Waadtland, die ganz stillstehen in der Mittagsglut. Sommer, das hiess als Kind auch, stundenlang Johannisbeeren oder Bohnen pflücken, wenn andere ins Strandbad gingen, und abends unzählige Kannen Wasser in den Gemüsegarten schleppen. Keine andere Empfindung kam aber an Stärke jener gleich, nach getaner Feldarbeit schweisüberströmt auf einem mit Garben hoch beladenen Wagen zu sitzen, die stachligen Halme zu

fühlen und bei der Einfahrt den heissen Staub der Tenne zu atmen. Dieses Hochgefühl wird nur noch annähernd ersetzt durch hundstägliche Wanderungen quer durch sonnenversengte Rebhänge und vorüber an Feldern voll saftiger Zwiebeln und Tomaten.

Sommer, das heisst aber auch, unter einem schattigen Baum tagelang einen breit erzählten Roman lesen, mit dessen Personen man ganz vertraut wird und von denen einem der Abschied schwerfällt wie von guten Freunden. Sommer, das ist mitten im Fluss schwimmen oder sich tragen lassen von der Strömung, nur den Ton der Kiesel im Ohr und grosse weisse Wolken über sich. Sommer, das bedeutet, unter einem grossen Sonnenschirm mit Fransen einen kühlen, spritzigen Weisswein trinken und mit jemandem ein paar Worte wechseln, die nicht gross sein müssen, weil man einander kennt und mag. Sommer, das ist Hitze und Kühlung, van Goghs gelbe, erbarungslose Sonne und Mörikes grünes Dämmerdunkel.

Während ich die Kartengrüsse vom Halse der Natur sortiere, denke ich an meine Freunde, die sich in Nord und Süd, Ost und West befinden. Erlaben? Vergnügen? Ergötzen? «Jauchzen», sagt Robert Walser. Ja, das werden wir, wenn der Sommer einmal wiederkommt. Nina

Eine Lanze für die Kerngesunden

Du hast wohl nicht daran gedacht, Nina, dass auch die Kerngesunden, bevor sie sich um 8 Uhr abends fröhlich ins Bett legen, gelegentlich den Nebi lesen, als Du Dich in Nr. 22 bewundernd von ihnen distanzierst.

Ich möchte Dir nun doch empfehlen, auch dieser Sorte Menschen einmal auf den Zahn zu fühlen, denn glaub mir, auch sie haben ihre weichen Stellen. Ihr «hoppediho» und «trallala» und ihr frisch gewaschenes, strahlendes Montagmorgengesicht sind nur Fassade. Es ist eben *ihr* Rezept, die eigene Unsicherheit zu überwinden. Doch sei einmal ehrlich... es ist doch kein schlechtes Rezept. Sie gestehen einfach nicht, dass auch sie ihre ersten Sätze zehnmal schreiben und das Lampenfieber gelegentlich auch in

ihnen hochsteigt. Sie verneinen dies so lange, bis es eines Tages tatsächlich wahr wird. Denn gewiss sind die wenigsten der Kerngesunden so auf die Welt gekommen. Aber ist diese Selbstsicherheit nicht gerade das, was uns auch der Seelenarzt in seiner hundertfränkigen Sprechstunde schliesslich beibringen möchte?

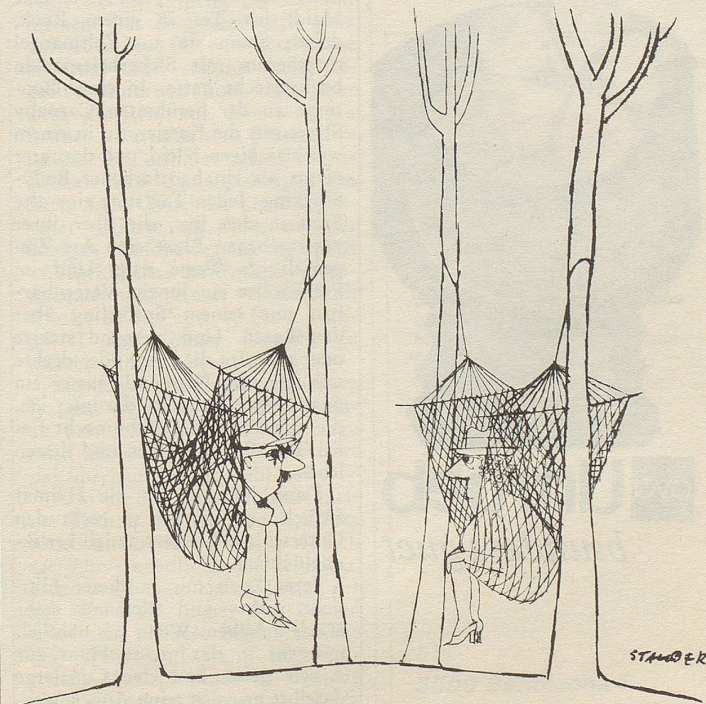
Und ist es nicht schön, dass sie uns nicht auch noch mit ihren Sorgen belasten? Wo Müde und Beladene zusammenkommen, sind doch diese tatendurstigen Zugpferdchen die einzige Hilfe, einen negativ potenzierten Synergismus (um mich einfach und klar auszudrücken) zu verhindern. Lass also Deine Bewunderung aus der Ferne und tue einmal einen Blick *hinter* eine solch lachende Fassade! Wer weiss, ob ein derartiger Kontakt nicht zum Jungbrunnen werden könnte. Susi

Plädoyer für ein Einkaufszentrum

Liebe Ingrid, Sie haben den «Einkaufszentrum-Bummel» (Nebi Nr. 18) ganz falsch angepackt. Klar, dass Sie das Paradies nicht

paradiesisch finden, wenn Sie sich von Ordnungshütern herdenmässig hineinschubsen lassen. Klar, dass Sie da in Waldspaziergang-Phantasien flüchten und das Wort «Plausch» falsch interpretieren. Der wahre Plausch für heutige Frauen ist doch der Kampf um ein Erfolgserlebnis, im vorliegenden Fall um das Hineinkommen ins Paradies. Kampfmittel: vorzugsweise ein Auto.

Zugegeben, beim erstenmal kam ich nicht so draus. Um die Parkflächen herum und hindurch führen derart imposante Betonpisten, die von Anfang an mit «Ausfahrt» und mit grünen und blauen Wegweisern bezeichnet sind, dass ich lieber in der Peripherie parkierte und einen längeren Fussmarsch absolvierte. – Beim nächstenmal hatte ich einen ganzen Nachmittag zur Verfügung und war fest entschlossen, diesmal näher am Eingang zu parkieren. Ueber zwei Parkebenen hielt ich mich genau an die Pfeile, aber immer in der Nähe von Eingängen war alles besetzt, und dann befand ich mich draussen, auf der Strasse nach Zürich, und da wollte ich eben gerade nicht hin. Glücklicherweise entdeckte ich auf der andern Seite



ein Schild «Einfahrt», aber um dorthin zu gelangen, musste ich eine vierschichtige Tankzone durchqueren und der Reihe nach vier dienstwillige Tankwarte freundlich verneinend anlächeln. Dann schlich ich auf allen vier Pnues durch die Parkzone für Angestellte wieder hinein in die Vorhöfe zum Paradies. Diesmal vermied ich natürlich die blauen «Zürich»-Wegweiser peinlich, aber dafür befand ich mich nach einigen Minuten unausweichlich kanalisiert unter einem grünen Autobahnschild.

Nun begann ich an meinen geistigen und navigatorischen Fähigkeiten zu zweifeln. Mein jahrelanges erfolgreiches Herumwursteln im dicksten Stadtverkehr, ja selbst mein ehrlich erworbenes Pilotenbrevet konnte meine technische Glaubwürdigkeit nicht mehr aufrechterhalten. Das Labyrinth völlig leerer Parkplätze und Trottoirs erweckte fremdartige Rachegefühle in mir. Der Hitzeegrad meiner seelischen Wallungen machte mir den Entschluss leicht, meinen Kampf ab sofort mit unerlaubten Mitteln zu führen. Grimmig legte ich den Rückwärtsgang ein und holperte in rasantem Krebsgang quer über sämtliche Pisten und Trottoirs direkt vor den Eingang des Paradieses. Dieses stand mir nun nach der Erledigung des gordischen Knotens offen, und mein Erfolgserlebnis hatte ich auch.

Dass ich die Glas-Krällerei, um dorthin zu gelangen, musste ich eine vierschichtige Tankzone durchqueren und der Reihe nach vier dienstwillige Tankwarte freundlich verneinend anlächeln. Dann schlich ich auf allen vier Pnues durch die Parkzone für Angestellte wieder hinein in die Vorhöfe zum Paradies. Diesmal vermied ich natürlich die blauen «Zürich»-Wegweiser peinlich, aber dafür befand ich mich nach einigen Minuten unausweichlich kanalisiert unter einem grünen Autobahnschild.

Trost für Minderbemittelte

Wie kannst Du nur so naiv und weltfremd fragen, Bethli (Nebi Nr. 21)! Natürlich ist das alles wichtig, und noch mehr dazu! Zum Beispiel ist es wichtig, dass man im Stadttheater ein Premierenabonnement hat. Schon wegen der Nerzstola. Es ist wichtig, mehr als ein Ballkleid pro Saison anzuschaffen, denn man kann doch unmöglich zweimal hintereinander in der gleichen Toilette erscheinen. Es ist wichtig, einen Wagen zu fahren, der dem des Geschäftspartners mindestens ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen ist. Und es ist wichtig, in den Ferien ins Ausland zu fliegen, wenn möglich nach einem andern Kontinent. Denn Reisen bildet, und wer einmal zwei Wochen lang fernöstliche Luft geschnuppert hat, der ist punkto savoir vivre den andern um einiges voraus.

All das ist eben wichtig. Viel wichtiger als z. B. die Ernährungsprobleme der Dritten Welt oder die Not unserer Bergbauern.

Als ich seinerzeit nach England ging, rollte gerade die Minirockwelle über jene sonst so konservative Insel hinweg, und man sah Dinge, die für ein bodenständiges Schweizer Auge schlicht und einfach schockierend waren. Mehr noch: Im «Lyon's» servierte eine Maid den Tee in einem Rock, dessen Saum sie aus Zeitmangel ringsherum mit Sicherheitsnadeln hochgesteckt hatte. In einer Boutique an der berühmten Carnaby Street sass die Kassiererin in einem weitmaschigen Kleid, und darunter nichts als ein hautfarbener Body-Stocking. Jeden Tag stieg eine alte Frau in den Bus, die über ihrer verwaschenen Bluse eine Art Ziegenfell als Weste trug. Und im Park tollte ein junger Vater barfuss mit seinem Sprössling über den Rasen. Und niemand starrte oder rümpfte die Nase oder drehte sich gar um. Niemand, ausser ein paar Schweizerinnen, darunter ich, die abwechselnd in Ohnmacht fielen. Die übrigen lebten und liessen leben.

Dann kam ich in die Heimat zurück und merkte so recht den Unterschied. Lange war ich kreuzunglücklich.

Jetzt kann mir in dieser Hinsicht nichts und niemand mehr etwas anhaben. Wenn ich nämlich morgens in das grosse Haus zur Arbeit gehe, und der Concierge daselbst grusslos seine Augen weg-



hebt, weil ich mit meiner selbstgebastelten Frisur, angetan mit einem vierjährigen Blazer, offenbar niemand bin, indes die hinter mir auf schwindelnden Absätzen einherschwebende, up-to-date Sekretärin (höhere Lohnklasse) vernehmlich gegrüsst wird, und wenn mir dann auf dem roten Teppich im langen Gang einer jener massgeschneiderten Herren begegnet, die den Duft der grossen weiten Welt verströmen und gleichzeitig gekonnt diplomatisch über einen hinweg in unbestimmte Fernen blicken – weisst Du, was ich dann mache, Bethli? Ich mache es so wie jener Rekrut, der sich seinen Vorgesetzten jedesmal, wenn der ihn anschnauzte, in langen Unterhosen vorstellte. Ich gehe noch ein bisschen weiter und denke mir ein breites Band hinzu. Ein rotes oder himmelblaues, das schön um den Bauch herum geht und vorne in einer grossen Masche endet. Wie bei einem Osterei. Also, wenn das nicht ein Trost ist! Annemarie A.

Schilder

Fahrschüler in Oesterreich haben es bestimmt viel leichter als wir Schweizer. Sie müssen keine Verkehrsschilder auswendig lernen, lesen können genügt. Jedes Schild ist beschriftet und damit gar kein Irrtum möglich ist, steht es ausföhrlich da. Z. B. Halten verboten, Anfang; einige Meter weiter logischerweise: Halten verboten, Ende. Wenn nicht nur eine Busse droht, heisst es: Bei nicht beachten, Abschleppung! Am besten gefiel mir: Ende der Ausnahme. Um welche Ausnahme es sich handelte, erforschte ich ausnahmsweise nicht. Wie lange die «Kurzhaltezone» dauert, stand leider nicht beim Schild.

Schilder und Anschläge im Tirol zu lesen ist wirklich ein Ferienvergnügen. Ein amtlicher Erlass wird mit «Kundmachung» angekündet. Ueber Ladentüren stehen, für uns, die merkwürdigsten Sachen, wie z. B.: Tabak-Spezialitäten-Ver-schleiss oder Heirats- und Küchen-

einrichtungen. Den «Abverkauf» trifft man zusammen mit billigsten Preisen. Den 1. Preis hat sich aber sicher ein Discountgeschäft in Kufstein verdient. Sein Werbeslogan: Wir sind 20% billiger als die nächstbilligeren in Kufstein.

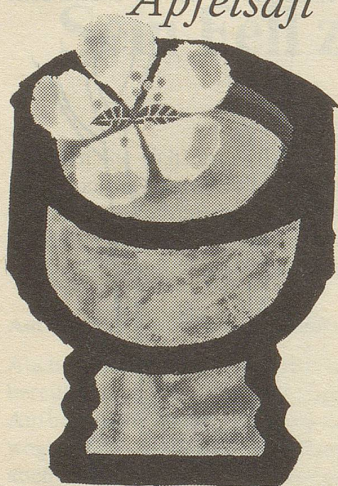
Ein billiges und der Phantasie keine Grenzen setzendes Ferienvergnügen. Viel Spass. HH

Die Schweizerin und der Ausländer

Sie kennen die Situation: wenn ein Schweizer eine Ausländerin heiratet, wird sie sofort Bürgerin, umgekehrt gelten aber ganz andere Massstäbe. Man kann natürlich den ausländischen Ehegatten von Schweizerinnen nicht einen Rechtsanspruch auf den Bürgerbrief zuerkennen, denn es ist ja eine bekannte Tatsache, dass es hierzulande viel zuviele Frauen gibt, die unbesehen jedes männliche Wesen im Ehebett zu umfassen wünschen, auch wenn dieses Individuum suspekt und nur auf das Bürgerrecht aus ist. Bei Ausländerinnen, die von einem Schweizer geheiratet zu werden die Ehre haben, gibt es so etwas natürlich nicht. Ihnen kann man also unbe-sehen das Bürgerrecht, das ja auch das Stimm- und Wahlrecht in sich schliesst, weiterhin als eheliche Morgengabe in den Schoss legen. Schweizerische Männer gehen nämlich nie einer Opportunistin auf den Leim.

Dies alles habe ich in einer eidgenössischen Kommission zur Kenntnis genommen, wo die Vorschläge zum neuen Einbürgerungsgesetz zur Diskussion standen. Und das Schlimmste ist, ich war so sprachlos, dass ich leider geschwiegen habe. Ich bin sonst nicht eigentlich «schüch». Aber immer wieder gegen die gleichen Banalitäten zu kämpfen, macht mich einfach müde. Wir sind drei Frauen in der Kommission. Die andern beiden waren an jener Sitzung neu. Eine, ein Fräulein, hat der Präsident bei der Begrüssung beinahe vergessen. Dafür hat er dann die

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

andere, die sich auf verschiedenen Gebieten durch eigenes Schaffen profiliert hat, vor dem Plenum betont als Gattin von Mister XY hochleben lassen und ausschliesslich dessen Qualifikationen genannt. Wie weit sind wir doch noch davon entfernt, als Frauen Normalmenschen zu sein!

Man hat uns höhernorts auch alle in die Subkommission für Soziales eingeteilt. Wahrscheinlich ist dies das einzige Arbeitsgebiet, das eine weibliche Note verträgt.

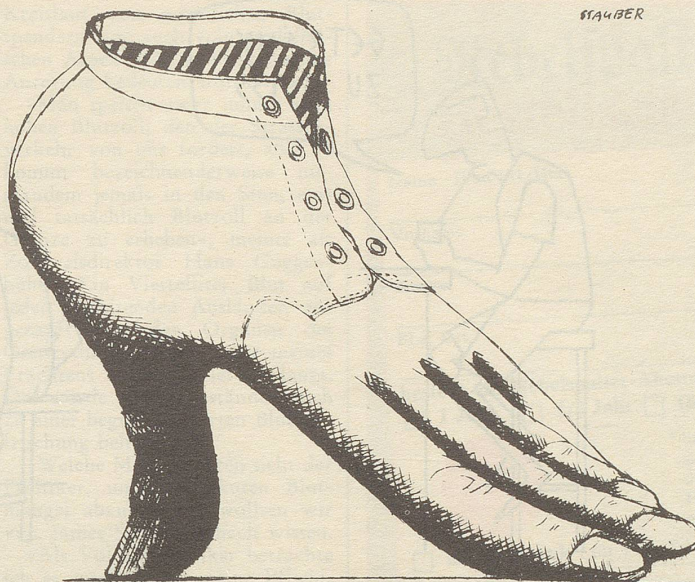
Als ich jung war, habe ich es schmerzlich erfahren, dass ich viel mehr Erfolg gehabt hätte, wenn ich dümmer gewesen wäre, denn man hätte mich dann für fraulich gehalten. Ich bin jetzt über vierzig. Es hat sich wenig geändert. Die Welt hält uns nach wie vor für ein bisschen beschränkt und bestenfalls als farblose Anhängsel überragender Ehegatten geeignet. Erika

Fahnenwald Schweiz

Fahnenaufzug in der ganzen Schweiz, in der ganzen Welt, überall und allenthalben, hauptsächlich da, wo ein Ferienhaus, Hüsi oder eine Hütte steht. Ferienhausquartiere ohne Fahnenstangen in jeder Grössenordnung sind kaum noch anzutreffen. Es gehört wahrscheinlich einfach dazu wie das Auto vor dem Gartentor, ein Statussymbol auf höchster Ebene, sozusagen. Und diese Fahnenmastpflanzerei macht auch nicht halt vor schönen, alten, zu Ferienhäusern umfunktionierten Bauernhäusern. Das kommt nun, finde ich, einer Verschandelung gleich.

Was treibt nun eigentlich die Leute dazu, sich diese bald obligaten Stangen in ihre Gärten zu pflanzen? Ist es, um zu erfahren, ob der Wind weht und woher er weht? (Da wäre der angenetzte Finger immer noch das einfachere Mittel.) Ist es vielleicht, um sich vorzustellen, quasi seine Landes- oder Kantonszugehörigkeit zu dokumentieren? Einen stolzen Besitzer eines prächtig rot-weiss geringelten Fahnenmastes mit Schweizer Kantons- und Phantasiefahne daran, nach dem Warum und Weshalb dieser Tuchanbeterei befragt, bekam ich die Antwort: Weil ich mich (wörtlich) als guter Schweizer und noch besserer Berner fühle, und im übrigen sei es sein Hobby und dazu ein sehr schönes. Warum er mir die Frage, ob das Aufziehen oder das Einziehen das Hobby sei, übelnahm, weiss ich heute noch nicht!

Eines jedenfalls weiss ich nun sicher. Ich bin weder eine gute Schweizerin, noch eine gute Bernerin, denn erstens bin ich nicht im Besitze irgendeiner Fahne (das fehlte noch), und zweitens habe ich etwas gegen solche. Nicht gegen alle natürlich. Nicht gegen diejenigen, die am Platze sind, und vor allem nicht gegen weithin sichtbare, rot-weiss flatternde,



Hand-Schuh

Aesung und Labsal versprechende. Dort, meine ich, sind sie am richtigen Ort (lassen wir einmal alle patriotischen Gefühle beiseite), denn es sind Wahrzeichen für alle Müden, Hungrigen und Durstigen.

Wer es schon erlebt hat, nach x-stündiger Wanderung in sommerlicher Sonnenglut, einen rot-weissen Punkt anvisierend, mit letzter Kraft darauflos torkelnd, und wenn sich dieser Punkt, auf den man alles und sein Letztes setzte, als Ferienhäuschenzubehör statt der Gartenwirtschaftsfahne entpuppte, der teilt meine Abneigung gegen diese Art von Fahnenhaltung bestimmt.

Nur einmal habe ich eine Fahne gesehen, die ich sogar in meinen Garten pflanzen würde. Zuhinterst im Fextal war es – eine Bohnenstange mit gehisster Piratenflagge, von Kinderhand unbeholfen auf ein ausrangiertes Leintuch gemalt! Mungge

Ein trauriger Bschiß

Seit ein paar Wochen versteht meine neunjährige Tochter die Welt nicht mehr. Genauer gesagt, seit Beginn des neuen Schuljahres. Schuld daran ist der Klassen-Stundenplan, auf dem unter dem Stichwort «Handarbeit» vier Schulstunden mehr figurieren als bei den männlichen Klassengenossen. Das findet Rita einfach eine himmelschreiende Ungerechtigkeit.

Letzte Woche zum Beispiel spielten die Buben draussen auf dem Rasen Fussball, während Rita und ihre Leidensgenossinnen sich im stickigen Schulzimmer mit dem verhassten Strickstrumpf abmühten. Da hat es ihr, um mit ihren eigenen Worten zu reden, den allerletzten Nerv ausgerissen.

So ganz unverständlich ist die Reaktion meiner Tochter sicher nicht. Zumindest lässt sich ihr Argument, dass die Buben eigentlich

genausogut nähen und stricken lernen könnten, nicht so ohne weiteres widerlegen. Dennoch muss ich nun versuchen, die aus den Fugen geratene Welt meiner Tochter wieder ins Lot zu bringen. Aber wie? Ich habe es schon mit dem Hinweis versucht, dass sie später, wenn sie erst einmal Mann und Kinder habe, ganz froh sein werde, wenn sie nähen und stricken könne. Was allerdings vollständig danebenging. Denn Rita antwortete bloss verächtlich: «Bah, heiraten, das ist ja auch so ein trauriger Bschiß...»

Ehrlich gesagt, diese Antwort hat mich sehr überrascht. Ich frage mich nämlich, wie meine Neunjährige dazu kommt, die Institution Ehe so negativ zu beurteilen. Hält sie etwa mich, die ich mit meinem Los doch eigentlich ganz zufrieden bin, für eine beschissene Ehefrau? Oder stammt dieser negative Eindruck noch aus jener Zeit, als Rita mit dem jüngeren Bruder «Vatterlis und Mütterlis» spielte? Ich erinnere mich, wie sie einmal dem damals dreijährigen Peter seine Pflichten als Puppenvater erklärte, als dieser mit der lässigen Handbewegung des längst «Aufgeklärten» den Redestrom unterbrach und meinte: «Weissi dank scho! I bi de Pape, du bisch s Mami. I darf immer fortgoh, du muesch diheime hocke...»

Eigentlich müsste ich mich jetzt fragen, wie mein Sohn damals dazu kam... Aber nein, ich frage mich lieber nicht mehr. Sonst hört das überhaupt nicht mehr auf.

Also zurück zum Problem meiner Tochter. Ich fürchte, dass Rita nichts anderes übrigbleibt, als sich ins Unvermeidliche zu schicken. Denn es gibt nun einmal Dinge auf der Welt, die immer den Frauen überlassen bleiben. Selbst im Jahr der Frau. Und wenn ich's mir richtig überlege, finde ich das gar nicht einmal so lätz... Rösly

Auffrischkurs für Raumpflegerinnen

Liebes Bethli, als Geschäfts- und nebenberufliche Hausfrau komme ich heute zu Dir zwecks Bitte um Weiterleitung eines Vorschlages für einen neuen Kurs an Erwachsenenbildungs-Instituten: Einführungs- und Kenntnis-Auffrischkurs für Raumpflegerinnen.

Zu behandelnde Sachgebiete:

Umschreibung der Grundbegriffe «Raum», «Pflege» usw.

Identifizieren von Schmutz, Spinnwuppeln und ähnlichen möglichen Arbeits- und Gefahrenquellen.

Diskrete Beschaffung und Weitergabe von Indiskretionen.

Anbringen von Beweisen des Dagewesenseins (Bilderverrücken, kleine und grössere Erkennungszeichen an Möbeln, Metallgegenständen, gläsernen Tischplatten u. ä., korrektes Wiederzusammenfallen von Zeitungen und Heftli, usw.).

Beispiele plausibler Erklärungen für Nichtdagewesensein.

Ersinnen von Themen und Problemen für erholsame Diskussionsstunden.

Schulen der Verhandlungstechnik zur Erreichung finanzieller und anderer Vorteli.

Beschäftigung mitgebrachter Kinder, unter Berücksichtigung von in den zu pflegenden Räumen vorhandenen Möglichkeiten.

Steuer-, AHV- und andere arbeitsrechtliche Probleme und deren Umgehung.

In Anbetracht des umfangreichen Lernstoffes wäre unter Umständen eine Aufteilung auf zwei Semesterkurse – einen fachlich-technischen und einen psychologisch-ökonomisch-juristischen – angebracht.

Oder ist man wohl noch immer am vorteilhaftesten seine eigene Perle? Alice

HCHO

*Bisch müed du au und halbe chrank,
häsch gnuet vom eigne Auto-geschtank,
sötsch Sonne ha,
so dank doch dra:
s Tessin würkt wie en Gsundheitstrank!*

Josef Scherer, Zürich

ETT

6500 Bellinzona 1